Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 2 (1989)

Artikel: Vor 75 Jahren brach der Erste Weltkrieg aus : Erinnerungen und Gedanken

Autor: Sulser, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893271

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vor 75 Jahren brach der Erste Weltkrieg aus

Erinnerungen und Gedanken

Hans Sulser, Weite

Am 28. Juni 1914 fielen die Schüsse von Sarajewo. Der österreichische Thronfolger und seine Gattin wurden von einem serbischen Nationalisten ermordet. In der Folge brach der Erste Weltkrieg aus, an dem das alte Europa zerbrechen sollte. Dieses war keineswegs eine Idylle. Das Versprechen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wie es in der Französischen Revolution 1789, vor 200 Jahren, proklamiert worden war, hatte sich nicht erfüllt; durchgesetzt hatte sich davon im wesentlichen einzig die Handels- und Gewerbefreiheit. Diese allein aber führte zu gefährlichen sozialen Ungleichheiten und zu ausgeprägtem Gelddenken – zu Raffgier. Das europäische Sendungsbewusstsein und die ihm zugrundeliegende Überheblichkeit zeigten ihr Gesicht in Kolonialismus und Imperialismus, der sich in den sich zunehmend nationalistischer gebärdenden Einzelstaaten kristallisierte. Erst ein gutes Menschenalter zuvor waren neue Nationalstaaten wie das Deutsche Kaiserreich und das Königreich Italien entstanden. Das Vielvölkerreich der Habsburger, Österreich-Ungarn, drohte am Nationalismus zu zerbrechen. Wenn auch nach aussen Weltmacht, war Europa zerstritten und gespalten. Die sich misstrauisch beargwöhnenden Mächte litten an inneren Widersprüchen und sozialen Spannungen. Zwar wähnte man sich stark und in tiefem Frieden, lebte in Wahrheit aber auf einem Vulkan, der beim verhältnismässig unbedeutenden Anlass der Schüsse von Sarajewo dann prompt explodierte. Nur einen Monat später, am 28. Juli 1914, erklärte Österreich-Ungarn Serbien den Krieg, was Russland auf den Plan rief und die Lawine ins Rollen brachte. Halbherzige britische und deutsche Vermittlungsversuche halfen nichts mehr. Nachdem zuvor im allseitigen Misstrauen aufgerüstet worden war, wurde jetzt mobilisiert. Die seit langem bestehenden Militärbündnisse traten sich gegenüber: Deutschland gegen Frankreich und

Leopold Czech in der Uniform der österreichisch-ungarischen Armee zur Zeit des Ersten Weltkrieges.

Grossbritannien, Österreich-Ungarn zusammen mit Deutschland gegen Serbien und Russland. Die wichtigsten europäischen Mächte waren in einen Krieg hineingeschlittert, der sich durch den Eintritt Italiens und des Osmanischen Reiches (Türkei) und das Eingreifen der USA als Antwort auf den totalen U-Boot-Krieg Deutschlands zum grossen Weltenbrand entwickelte. Schon 1911 gibt der Dichter Georg Heym im Gedicht «Der Krieg» den düsteren und beklemmenden Ahnungen Worte:

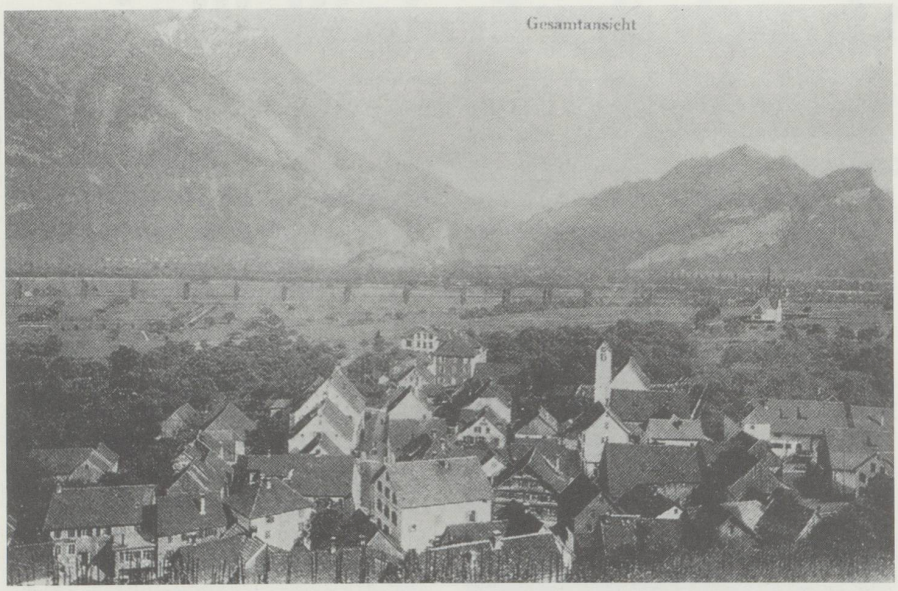
«Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
aufgestanden unten aus Gewölben tief.
In der Dämmerung steht er, gross und unerkannt,
und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand.»

Das Leben im Werdenberg zu Beginn des Jahrhunderts

Wie sah die Zeit des «alten Europa» bei uns im Rheintal aus? – Azmoos beispielsweise zählte um 1900 1 045 Einwohner, ein stattliches Dorf am Rande der Schweiz, an der Grenze zum Habsburgerreich, das bis nach Russland hineinreichte. Noch dürfte damals die Landwirtschaft der Haupterwerb gewesen sein, obwohl die Weberei Azmoos 1867 als eine der ersten Fabriken der Region den Betrieb aufgenommen hatte und die Stickerei als Heimindustrie den Alltag gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend prägte. Die als Folge der Industrialisierung in den Zentren in Erscheinung tretende soziale Unrast wirkte sich in unserem ländlichen Umfeld kaum aus. Fast alle betrieben nebenbei etwas Landwirtschaft, was grosse Massennot nicht aufkommen liess. Trotzdem waren viele arm, was in den Jahrzehnten zuvor manche zur Auswanderung gezwungen hatte[1]. Die Abhängigkeit von der Fabrik war allerdings gross, die Löhne waren aus heutiger Sicht gering und die Arbeitszeiten lang. Die Geschwister meiner Urgrossmutter (Barbara Müller) arbeiteten in der Weberei. Alle sind jung an Tuberkulose, der Volksseuche der Industrialisierung, gestorben. Bei meiner Urgrossmutter als Bäuerin brach die Krankheit erst im hohen Alter aus; wegen Knochentuberkulose musste ihr noch ein Bein amputiert werden.

Die Stickerei war den Konjunkturschwankungen sehr stark unterworfen. Die Stikker hatten jedoch auch glänzende Zeiten, in denen das Geld leicht verdient und noch leichter wieder ausgegeben wurde. Mein Vater hat mir erzählt, wie Sticker in Oberschan um die Wette Fünfliber über den Mülbach geworfen und dass manche am Montag regelmässig «blau» gemacht hätten. Man lebte also in seiner kleinen Welt am Rande der Schweiz, allerdings über die Fabrikherren und die Fergger zunehmend mit dem Weltmarkt verbunden. Sittenbilder jener Zeit, wie sie meine

1 Zur Auswanderung vgl. N. Allenspach, *Auf der Suche nach neuem Lebensraum. Die Auswanderung aus dem Bezirk Werdenberg nach Nordamerika zwischen 1840 und 1880.* – In: *Werdenberger Jahrbuch* 1988, S. 11–38.



Das Dorfbild von Azmoos um 1900 und 1988. Im alten Dorfkern wohnten beinahe gleich viele Leute wie im heutigen Dorf mit seiner viel grösseren Zahl von Häusern. Damals wohnte man eng beieinander und war aufeinander angewiesen, kontrolliert zwar, aber zugleich doch recht unbefangen. Man kann aus den Aufnahmen ermessen, in welchem Masse die Ansprüche in gut 80 Jahren gestiegen sind und um wieviel anspruchsloser und damit auch unverletzlicher man vor und während des Ersten Weltkriegs war.

Mutter als kleines Mädchen noch erlebt hat: In ihren langen, schwarzen Röcken standen die Dorffrauen nach der sonntäglichen Predigt schwatzend beisammen. Wenn eine «musste», spreizte sie ungeniert die Beine – und fort rann der Bach. Die Frauen trugen auch das Trinkwasser in die Häuser, je einen Eimer an jeder Hand, oder oft eine Gelte auf dem Kopf. Die Hühner überwinterten damals manchenorts in der Küche.

So abgeschlossen war diese Welt aber doch nicht. Trotz des wachsenden Misstrauens zwischen den europäischen Staaten waren die Grenzen recht offen. Mein Grossvater Konrad Frehner hatte als Handwerksbursche ein gutes Stück des Kontinents bereist. Die Walz war eine feste Institution: Noch in der Zwischenkriegszeit tauchten im grosselterlichen Haus immer wieder «Kunden» auf, Handwerksburschen aus den verschiedensten Ländern, denen man, sofern ihnen keine Arbeit angeboten werden konnte, doch wenigstens drei Tage Unterkunft und Verpflegung schuldete.

Der Wiener Handwerksbursche Leopold Czech in Azmoos

So ein Wandergeselle war der aus einem Wiener Vorort stammende Flaschner Leopold Czech, der 1904 erstmals bei meinem Grossvater in Azmoos Arbeit fand. In seinen Aufzeichnungen beleuchtet er die Verhältnisse der damaligen Zeit und die Situation fahrender Handwerker: «Im Frühling 1899 verliess ich mein in einem Vorort Wiens gelegenes Elternhaus, um das Flaschnerhandwerk zu erlernen. Nach bestandener Lehrzeit begab ich mich auf die Wanderschaft, um mich in meinem Beruf weiter auszubilden und um die Welt und fremde Leute kennenzulernen. Ich bereiste viele Städte meines Heimatlandes Österreich, war oft ohne Arbeit und deshalb genötigt, um Unterstützung bei fremden Leuten nachzusuchen, um meinen Hunger stillen zu können. Einige Male war die Landespolizei hinter mir her, doch jedesmal gelang es mir, mich der Festnahme zu entziehen. Trotzdem ich oft hungern musste und das Geld bei mir meistens knapp war, verlebte ich auf meiner Wanderschaft dennoch schöne Zeiten.» Diese Zeiten fanden mit dem Ausbruch des Krieges ein jähes Ende.

Europa zerfleischte sich selber. Noch trugen anfangs Infanterie, ja gar Kavallerie die Angriffe vor. Diese erstarrten dann zum unerbittlichen, mörderischen Grabenkrieg, in den man durch noch nie dagewesenes Artilleriefeuer Bewegung zu bringen suchte. Die ersten Tanks und Kampfflugzeuge tauchten auf, und Giftgas wurde eingesetzt. Was als Kampf von Mann gegen Mann begonnen hatte, endete in Materialschlachten, Vorboten der technischen Kriegsführung. Der Blutzoll und die Verluste waren enorm, wohl noch schwerwiegender waren aber die moralischen Zerstörungen.

Aus den Kriegserinnerungen von Leopold Czech

Leopold Czech musste Azmoos verlassen, um «Kaiser und Vaterland» an der galizischen Front zu «dienen». Der Bericht über seine Feuertaufe vermittelt einen Eindruck von den Schrecknissen dieses «Dienens»: «Unser Regiment rückte in engen Schwarmlinien gegen die feindli-

chen Stellungen vor, als plötzlich ein Geschoss schweren Kalibers über uns niederging. Dort sah ich die ersten Verwundeten und Toten. Einen schauerlichen Anblick boten die vielen Toten und die Verwundeten, welche sich in ihrem Blute wälzten. Die folgende Nacht verbrachten wir am Rande eines Waldes. Gegen sieben Uhr morgens kamen die ersten feindlichen Schrapnelle [Sprenggeschosse mit Kugelfüllung] und Granaten, worauf wir uns in den Wald zurückzogen. Gegen Mittag hörte das Artilleriefeuer auf, und der Feind schritt zum Angriff. Auf weite Strecken sahen wir nichts als Himmel und Russen. Zu unserer Rettung gab die österreichische Artillerie ein mörderisches Feuer gegen die heranstürmenden Russen ab. Der Angriff wurde zurückgeschlagen. Nicht weniger als 13 russische Angriffe erfolgten am selbigen Tag. Wir glaubten uns zu schwach, um die Angriffe abzuwehren. Der Kampf dauerte ununterbrochen drei Tage, während welcher Zeit wir weder Wasser noch Brot erhielten. Ganze Berge von Leichen waren vor uns. Nach den Aufzeichnungen meines Tagebuches verblieben nach diesen Kämpfen von unserem Regiment noch 1 000 Mann, die andern 2 000 waren gefallen oder in Gefangenschaft geraten. Ein fürchterlicher Leichengeruch verbreitete sich über das Schlachtfeld, so dass es uns unmöglich war, eine Verpflegung einzunehmen und wir unsere hungrigen Mägen mit Rhum und schwarzem Caffee beruhigen mussten.»

In dieser Art geht der Kriegsbericht von Leopold Czech über 30 Seiten und durch vier Jahre: töten und getötet werden. Erstaunlich und auch tröstlich ist, dass bei diesem Gemetzel und trotz unmenschlicher Strapazen bei ihm kaum Hassgefühle aufkamen. Der Russe war zwar der Feind, jawohl – aber beidseits tat man seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Das Absurde des Krieges zeigt sich, wenn Czech schreibt: «Schon von weitem sah ich eine grosse Eiche. Am Fuss derselben lagen zwei Leichen, ein deutscher Soldat mit Kopfschuss und ein Russe, der ebenfalls an einer Schusswunde gestorben war. In den Händen des Russen sah ich eine Photographie mit Frau und Kindern, die derselbe noch vor seinem Tode in die Hände genommen hatte.»

Ja, das war das grosse Morden von 1914 bis 1918. Mit Recht ertönte nach dem Zusammenbruch Deutschlands und

Gefallene Russen auf einem Schlachtfeld an den Masurischen Seen, 1914. (Aus «Unser Jahrhundert im Bild», C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1964/1966.)

Österreich-Ungarns in ganz Europa der Ruf: «Nie wieder Krieg!» Es sollte aber anders kommen. Zwar wurde der Völkerbund gegründet, und die USA versuchten, dem Selbstbestimmungsrecht der Völker zum Durchbruch zu verhelfen, im schon seit langem morschen Zarenreich war die kommunistische Revolution siegreich, die Donaumonarchie wurde aufgelöst, und Deutschland wurde gedemütigt. Aber auch die «Siegermächte» waren schwer angeschlagen. Nach der Sumpfblüte der Kriegs- und der ersten Nachkriegskonjunktur herrschten Arbeitslosigkeit und Zerfall: beste Voraussetzungen für totalitäre Ideen. Der Faschismus und der Nationalsozialismus erhoben ihre abscheulichen Häupter. Unvorstellbare Greuel wie der Versuch systematischer Ausrottung ganzer Bevölkerungsteile kündigten sich an. Man schlitterte auf ein noch grausameres Ringen zu – den Zweiten Weltkrieg.

Wie man den Ersten Weltkrieg bei uns erlebte

Die äussere Bedrohung zeigte sich vor allem in einer durch gestörte Zufuhren bewirkten Güterknappheit, welche die inneren Spannungen verschärfte und bis zum Kriegsende zur Zerreissprobe führte: zum Generalstreik von 1918. Dieser war in den Städten virulenter als auf dem Land, denn die Bauern hatten im Krieg gute Zeiten. Die Lebensmittel waren begehrt und teuer; Höchstpreisvorschriften gab es noch nicht. Den Werdenbergern machte insbesondere das Darniederliegen der Stickerei, deren Höhepunkt bereits 1910 überschritten war, zu schaffen. Die Versorgungsengpässe brachten auch für den handwerklichen Alltag mancherlei Probleme. So ging beispielsweise das Zinn aus. Die Kupferpfannen mussten jedoch regelmässig verzinnt werden. Mein Grossvater konnte dies nur noch gegen Lieferung des benötigten Zinns besorgen und musste zuweilen schweren Herzens wunderschöne Zinnkannen einschmelzen. Auch Holzkohle für die Esse war nicht mehr erhältlich, weshalb man solche auf der Schaneralp geköhlert hat.

Politisch war unser Land zutiefst gespalten. Die Deutschschweizer sympathisierten in der Regel mit Deutschland, die Westschweizer hielten es eher mit Frankreich. General Wille hatte zwar eine schlagkräftige Armee aufgebaut, seine Deutschfreundlichkeit wurde aber zusehends zum Problem, und auch die preussische Zackigkeit bekam unserem Land nicht unbedingt gut. Generalstabschef von Sprecher liebäugelte gar mit der Eroberung des Veltlins. Die Sympathien der meisten Werdenberger galten den Zentralmächten Deutschland und Österreich-Ungarn. Davon zeugt noch heute der umgangssprachliche Begriff «Hawass» für

Durch Artilleriefeuer zerstörte Landschaft bei Bapaume, Frankreich, 1916. (Aus «Unser Jahrhundert im Bild».)

Lügnerei, Unwahrheit: Agence Havas hiess die damalige französische Nachrichtenagentur; diese log aber auch nicht mehr als die deutsche Kriegspropaganda. Leopold Czech, der nach dem Krieg wieder in die Schweiz zurückkehrte und in Azmoos, wo er 1957 verstarb, eine neue Heimat fand, hatte seine Lektion aus dem Ersten Weltkrieg gelernt: Er ist zwar Patriot geblieben, wurde aber ein glühender Kriegs- und Hitlergegner. Auf Neujahr brachte er mir als Kind jeweils eine riesige Schokolade. Einmal – er hatte vielleicht dem Wartauer etwas zu sehr zugesprochen – zog er mit der langen Schokolade eine noch längere Liste mit all den Namen der Nazis aus dem Hosensack, die «stante pede» umgelegt würden, sobald der Hitler auch nur einen Mucks gegen die Schweiz mache. Ich spüre noch heute, wie sich mir die Haare sträubten. – Ja, es gab auch Nazis bei uns, in der Wirtschaft und in der Politik, verblendete kleine Leute, aber ebenfalls «grosse Tiere», berechnend und gefährlich. Ihre Rechnung ist zum Glück nicht aufgegangen. Geht aber die der Menschlichkeit auf, die der Menschheit überhaupt?

Die Wunden vernarben langsam

Vor Jahren überquerte ich auf einer Ferienreise den Vogesenkamm. Ich kehrte in einer zur bescheidenen Beiz umgestalteten Alphütte ein und kam mit der Wirtin, einer alten Frau, ins Gespräch. «Hier, neben der Hütte, ist die alte Reichsgrenze», sagte die Frau, die zwar deutscher Muttersprache war, aber nur französisch sprechen wollte. «Hier ist mein Bruder gefallen. Darum bin ich hier. Ein Tag, ein deutscher Angriff, zwei-, dreihundert Meter Geländegewinn und Hunderte von Toten. Anderntags der französische Gegenangriff – dasselbe wiederum mit Hunderten Toten. So während Jahren, Tausende von Toten für nichts und wieder nichts!» Zwei Tage zuvor war ich in einem Elsässer Gasthaus eingekehrt. Elsässer, Deutsche, Leute aus dem Innern Frankreichs; dreisprachig redeten wir miteinander, machten Witze, erzählten Geschichten auf Alemannisch, Französisch und Deutsch. Das Lachen tönte bei allen gleich. Als ich mir zu später Stunde noch ein wenig die Füsse vertreten wollte, stand ich unversehens vor einem schwarzen Obelisken, einem jener Gedenksteine, wie sie in Hunderten von französischen und deutschen Dörfern stehen, darauf eingemeisselt die Namen der Gefallenen beider Weltkriege. «Gefallen für Kaiser und Vaterland», «Gefallen für Republik und Vaterland» – im Elsass trifft beides zu. Nach einem solchen Abend wird man sich dieses Wahnwitzes besonders bewusst!

Ich denke, wir alle müssen aus der Geschichte lernen. Trotz allem Geschehenen ist doch auch Hoffnung. 1988 gedachte man der 25 Jahre deutsch-französischer Freundschaft. Ein Krieg zwischen Staaten des sich integrierenden Westeuropas ist undenkbar geworden. Wer weiss, vielleicht gelingt es, auch den West-Ost-Gegensatz und das Nord-Süd-Problem dereinst zu entschärfen. Vielleicht findet sich die Menschheit noch rechtzeitig zu einer Welt-Innenpolitik!